



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Das heutige Feuilleton.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

das Rügenſche Eiland nicht kennt, nicht aus ſich heraus, ſondern nur durch eine Erklärung der zu Grunde liegenden Naturerſcheinung und Volkſitte. Daher boten ſie auch keinen geeigneten Text für die muſikalische Kompoſition dar, die nur das Lied in ſeiner reinſten Geſtalt und von allgemeiſtem Inhalte zu illuſtriren vermag.



## Das heutige Feuilleton.

Sag mir, warum dich keine Zeitung freut? —  
Ich liebe ſie nicht, ſie dienen der Zeit.



Unter allen Einrichtungen des öffentlichen Lebens fordert keine ſo dringend eine ſcharfe Prüfung heraus wie die, welche als verkörperte Volkſtimme alle andern zu richten ſich anmaßt, die große Preſſe. Und doch kann keine eine nüchterne Beurteilung ſo wenig vertragen. Die ſtolze Berechtigung zum Richten, die, innerlich in nichts begründet, durch den Ton lecker Anmaßung ertrotzt wird, verkehrt ſich vor dem prüfenden Blick in ein erniedrigendes Selbſtgericht. Wenn nun auch jeder Einſichtige, dem das Wohl unſers Volkes am Herzen liegt, dies Gericht über die jüdiſche liberale Preſſe im ganzen ſelbſt vollzieht und tüchtige Männer in öffentlichem Kampfe gegen dies anmaßende, verderbliche Unweſen ſtehen, ſo hat es doch einem Gebiete des vielſtrafigen Wirrwals, zu dem ſich mannichfache Kräfte in einer heutigen Zeitung verbinden, vielleicht mehr als billig an dem nötigen Urteil gefehlt, das Feuilleton. Die abgelegene Stelle, an der es, dem Lärm des Tageskampfes entrückt, in beſchaulicher Stille anſcheinend harmloſere Gegenſtände zum Nutzen friedliebender Gemüter behandelt und ſelbſt den Frauen lebendigen Anteil an dem täglichen Erſcheinen der Zeitung einzulößen ſucht, läßt das Feuilleton in den Hintergrund treten, wenn es ſich um die Auffaſſung des wirkenden Charakters eines Blattes handelt, das dem unmittelbar gegenwärtigen Kampfe des Tages und ſeinen flüchtigen Ereigniſſen beſtimmt iſt.

Wir hoffen daher nichts Überflüſſiges zu unternehmen, wenn wir in Umriffen zunächſt ein Bild des heutigen Feuilletons zu entwerfen verſuchen und ſeine hauptſächlichſten Arten kennzeichnen. Eine ſolche Zeichnung wird zugleich ein Urteil über den Wert des gezeichneten Gegenſtandes in ſich tragen. Ein weiterer Hinweis auf die innere Verwandtſchaft dieſes namenloſen Feuilletons mit dem ganzen Treiben unſrer neueren „deutſchen“ Schriftſteller wird den feuilletoniſtiſch zeitungsmäßigen Charakter unſerer Literatur erläutern, die ſich in

selbstüberhebendem Stolze gegen den Vorwurf des Epigontums sträubt. Zwar glauben wir nichts neues zu sagen, wenn wir zeigen, daß das Feuilleton, bei aller vielgesichtigen Charakterlosigkeit des Zeitungswesens, trotz seines friedlichen Aussehens, mittelbar und öfter, als es scheint, unmittelbar denselben Zwecken dient, welche den allgemeinen Geist der Zeitungen bestimmen; aber vielleicht ist es nicht nutzlos, darauf im Zusammenhange hinzuweisen. Einen Spruch zu fällen über den sittlichen und volksbildenden Wert oder Unwert einer Gattung, die sich gegen jede sittliche Beurteilung sträubt, scheint um so überflüssiger, als die innere Empfindung jedes einzelnen ein solches Urteil unter dem gegenwärtigen Eindruck sicher und lebhaft fällt. Dennoch wird in einer vergleichenden Darstellung das allgemein gefühlte umfassender mit all seinen Folgen vor Augen stehen, als es durch Betrachtung eines Bruchstücks geschehen könnte.

## 1.

Euch ist bekannt, was wir bedürfen,  
Wir wollen stark Getränke schlürfen.  
In bunten Bildern wenig Klarheit,  
Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit,  
So wird der beste Trank gebraut,  
Der alle Welt erquickt und aufbaut.

Unsere Zeit ist arm an großen Werken der Kunst, aber sie ist groß in kleinen Formen der Kunstfertigkeit: sie glänzt in der Kleinmalerei, sie hat das moderne Klavierlied gebildet, sie rühmt sich der seelenzergliedernden Novelle; eine Form ist ihr besonders zu eigen, die kleinste und schillerndste von allen, das Feuilleton. Sie ist stolz darauf, sehr stolz, wenn wir den Lobrednern ihrer Größe, den Journalisten, glauben wollen, die sich im Glanze zeitungspapierner Herrlichkeit sonnen. Möge darob stolz sein, wem's zukommt; wir Deutschen aber sollten ganz still sein, denn das Ding ist fremd wie sein Name. Freilich mühen wir uns redlich, der unhandlichen Sache beizukommen, und sollte dieser Fleiß weniger rühmendwert sein als bei so viel andern Dingen, in denen wir den „gallischen Sprung“ nachahmen?

Betrachtungen über die Geschichte des Feuilletons würden uns tief ins vergangene Jahrhundert zu den „moralischen“ und andern Wochenchriften zurückführen. Leiten seine frühesten Spuren auf England hin, das in heftigen politischen Tageskämpfen zuerst die moderne Gestalt der Tageschriftstellerei entwickelte, so gehört doch seine Ausbildung Frankreich an. Die aufwühlende französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren politisch praktischen Zielen und den heftigen persönlichen Fehden zeigt durchweg einen journalistischen Zug, und ihr Beherrscher Voltaire kann als das Vorbild eines geistreich boshafte Feuilletonisten gelten. Er verdiente mit mehr Recht als der deutsche Lessing von unsern literarischen Zeitungsschreibern als Heiliger verehrt zu werden. Diese Geschichte des Feuilletons näher zu entwickeln, liegt hier, wo wir über

das Wesen des neueren deutschen Feuilletons handeln wollen, nicht am Wege. Eins nur müssen wir betonen: das deutsche Feuilleton stammt aus französischer Quelle und ist französisch geblieben bis heute, trotz alles liberalen Deutschtums. Heine und Börne, die Vorbilder und Hauptvertreter des sich bildenden deutschen literarisch-politischen Feuilletons, sind bis heute seine Meister geblieben. Beide lebten in Paris; Heine schrieb auch französisch für Pariser und Pariserinnen und wurde als französischer Schriftsteller geachtet; Börne schwärmte für eine Verschmelzung der Deutschen und Franzosen zu einem „Salat,“ denn „die Franzosen allein sind Öl, die Deutschen allein Essig, und sind für sich gar nicht zu gebrauchen, außer in Krankheiten.“ Die einzige frühreife Frucht dieser „weltgeschichtlichen“ Verbindung, die leider nicht zustande kam, ist das französisch-deutsche Feuilleton, das leicht Gesunde krank machen könnte. Über Heines boshaft prickelnde, mit gefallsüchtiger Gefühlsfeligkeit gemischte Frivolitäten und Börnes epigrammatisch bissige Sarkasmen sind die heutigen Feuilletonisten noch nicht hinausgekommen. Daß sie nicht mehr wie jene „großen Politiker“ sich offen zu dem demokratischen Republikanismus bekennen dürfen, ist eine Ungunst der Zeit, in welche sie sich als kluge Leute zu schicken wissen. Noch ein Element ist dem Feuilleton seit jenen Tagen beigemischt, das jüdische. Die Entwicklung unserer gesamten Presse war nicht darnach angethan, den Einfluß dieses mächtigsten Volkstumes zu verringern, welches das Feuilleton wie das ganze Zeitungs Wesen durchsäuert. Daß Heine, der Sohn eines jüdischen Kaufmanns, schmutzig erniedrigende Witze gegen seine eignen Stammesgenossen lehrte, macht ihm persönlich keine Ehre, es ist zugleich bezeichnend für den Geist des Feuilletons, das mit selbstgenügsamem Witze alles würzt, was ihm vorkommt, und „entschieden darüber aufgeklärt ist, daß es nicht um die vorkommende Sache, sondern um die Würze zu thun sei.“

Diesem Gemengsel von Nationalitäten entspricht die schillernde, vielfarbig ineinander gerührte Mischnatur des Feuilletons. Es bewegt sich auf allen möglichen Grenzgebieten aller denkbaren Dinge, ohne sich einem einzelnen ehrlich hinzugeben; seinem Zurichtungseifer entgeht nichts, woraus es hofft, ein Körnlein Interesse herauspressen zu können. Die Summe aller Geseze für seine Gestaltung liegt in dem Worte Voltaires: *Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux.* Als Erzeugnis einer Zeit, die überall Gegensätze aufhebt und Grenzen verwischt, als eigenste literarische Form eines schnelllebigen Journalismus, der hinter geistreichelnder Zusammenfassung mannichfacher Formen und Gebiete den Mangel an Gründlichkeit versteckt, tummelt sich das Feuilleton auf einem gemeinsamen Grenzrain von Poesie, Kunst, Gelehrsamkeit, Politik und Geselligkeit, den es sich in den untern Spalten der großen Zeitungen hergerichtet hat. Man müßte über die Mannichfaltigkeit des Inhalts dieser Plauderecke erstaunen, die „vielez bringt, um manchem etwas zu bringen,“ man würde sich über die wissenschaftlichen Bedürfnisse des großen Publikums wundern, wenn man nicht wüßte,

daß ein Feuilleton weniger durch den Inhalt belehren will, der ihm fremd ist, als durch die Form zu gefallen sucht, die sein eigen ist.

Die Form ist es, durch welche das Feuilleton an die Poesie angrenzt. Ähnlich wie von jener, kann von ihm der Spruch gelten: In der Form liegt sein Wesen. Es macht ganz ernstlich den Anspruch, zur Kunst gerechnet zu werden, es will gar darstellen wie die Kunst. Von der Poesie entlehnt es die Freiheit des Fortschreitens in der äußern Entwicklung, auch wo strengere Gesetzmäßigkeit der Gedanken sich ziemte. Äußere Freiheit geht ihm über innere Gesetzmäßigkeit; es sträubt sich leichtfertig, feste Gedankenbahnen in abgemessenem Schritte zu durchschreiten; lieber hüpfst es ziellos seitab durch blumige Gänge und blühende Thäler, da ihm die Heerstraße zu mühsam und zu staubig dünkt.

Es borgt ferner von der Poesie den sinnlichen Schmuck der Gestaltung. Unsinulich lehrendes Wissen dünkt ihm pedantisch steif und trocken, allgemeine Begriffe und Gedanken wandelt es in lebende Anschauung eines einzelnen um, die sich zum Bilde rundet. Der echte Feuilletonist sagt nicht: „Das Feuilleton gleicht einer Frau,“ nein, er läßt eine, natürlich geistreiche, Frau sagen: „Ich liebe das Feuilleton, denn es ähnelt uns, es ist ein Weib.“ Und des weiteren läßt er seine Herrin ihren Schützling verteidigen gegen einen grobstumpfen Deutschen, der die Vorzüge solch prickelnd französischer Kleinkunst nicht empfindet. Freilich wird der duftende Salon der bekannten „gnädigen Frau,“ in dem sich die Herren des „Berliner Montagsblattes“ allwöchentlich versammeln, auf die Dauer etwas langweilig, so künstlich sie auch den buntschillernden Stoff des glänzenden Besuchskleides in immer neue Falten zu ordnen suchen.

Zum Gefühle möchte das Feuilleton sprechen wie die Poesie; darum sucht es Stimmung zu wirken und müht sich, aus einer Stimmung geboren zu werden. Ein Feuilleton ohne Stimmung ist eine Zeichnung ohne Farbe. Drum sagt es nicht, was zu sagen wäre, schlicht und gerade; es verwälcht alles auf eigne Weise und verbildet das einfachste zu einem seltsam gefärbten, das sich als aus der sonderwilligen Eigenart des Schreibenden gekommen darstellt. Die Feuilletonisten nennen das mit einem Kunstausdrucke „stimmungsvolle Farbgebung,“ die unbefangenen Leser nennen es erzwungene Künstelei. Künstelei ist alles, was poetisch am Feuilleton sein möchte, und künstlerischer Mühe nicht wert. Bunter Flitter über innere Blöße gehängt, ein Schaumäntelchen, um seelische Leere zu verstecken. Das Feuilleton mißbraucht die Kunst als Mittel, jeden beliebigen Inhalt zu bequemer Unterhaltung herzurichten.

Mit der Schönheit hat dabei das Feuilleton so wenig zu thun wie die künstlich ausgeflügelten, auf blendende Wirkung berechneten Kleidermoden. Ein schönes Feuilleton wäre ein begriffliches Uding, aber ein „reizendes, pikantes, interessantes, geschicktes, effektvolles“ — das gilt und klingt. Schönheit ist zu hoch, zu selbstbewußt, „die Schöne bleibt sich selber selig,“ sie kokettirt nicht; Koketterie aber ist die Seele des Feuilletons. Es giebt in der That keinen

passenderen Vergleich für das Feuilleton als die geistreich elegante, gefallsüchtige Weltkame, die den Feuilletonisten so oft Modell stehen muß. Die Kofette will nur sich; nur von dienstgeberener Bewunderung umschmeichelt, hat sie den vollen Genuß ihres Wesens: drum schmückt sie sich, bei innerer Kälte, mit den beweglichen Künsten der Gefallsucht, die ihrer Eitelkeit Knechte dinge. Alle Künste der leichtfertigen Kofette hat das Feuilleton willig erlernt, denn wer allen gefallen will, bedarf vieler Künste. Wie jene, hat das Feuilleton einfache Naivität und selbstvergessende Natürlichkeit nie verlieren können, weil es diese unbewußten Tugenden nie besaß. Es hat sich gewiß nie über einem Gegenstande vergessen, oft aber den Gegenstand über sich. Immer ist es in Stellung, in „Attitüde,“ macht „Posen,“ schauspielert und stellt vor; nie läßt es sich unbedacht gehen, da es sich nirgend unbeobachtet glaubt. Am wenigsten ist es da selbstvergessen natürlich, wo es durch berechnetes unbewußtes Träumen oder scheinbar ursprünglich erhabene, hinstürmende Erregung listig Wirkungen erkaufen will. Diese süßwehmütig träumenden Seufzer und in pathetischem Brusttone donnernden Ergüsse sind Diener des Effekts so gut wie die witzigen Pikanterien.

Der Effekt, d. i. die Wirkung ohne zureichende Ursache, ein Erfolg, dessen Größe den inneren Wert der Ursache überschreitet, ist das Ziel und der Leitstern des Feuilletons. Der Effekt ist eine augenblickliche Täuschung, die eine geschickte Steigerung äußerer Mittel durch verblüffende Überraschung dem Gemüt abzuschwindeln weiß. Außerlicher Schein bei innerer Leere sind die Merkmale dieses künstlerischen Asterwertes, der die Zeiten sinkender Kunst begleitet. Das Feuilleton weist alle Kennzeichen dieser herzlosen Effekthascherei auf; es weiß seine innere Unwahrheit in alle Formen gefälliger Kofetterie bis zur Miene sittlicher Überzeugungstreue zu verkleiden. Daß dabei das „Gefällige“ vorherrscht, ist bei einer Gattung erklärlich, die vom Gefallen lebt. Das sicherste Mittel und das leichteste, den gewünschten blendenden Effekt zu erlangen, welcher sich der Einfachheit versagt, ist die Mischung verschiedenartiger Bestandteile zu einer scheinbaren Einheit.

Das erste, zweite und dritte dieser Mischung ist der bekannte geistreichelnde Witz, den die aufdringlichen Anpreisungen der jüdisch-deutschen Zeitungen mit ihren „geistvollen Federn erster Schriftsteller“ zum Überdruß verkündigen. Als ein Beispiel für viele geben wir einige Sätze aus der Ankündigung des „Berliner Couriers“ (eines Ablegers des „Berliner Börsen-Couriers“ übelriechenden Leumunds), der sich nach vierteljährlichem Bestehen bescheiden die interessanteste Zeitung Berlins nennt: „Der »Berliner Courier« ist eine Zeitung, die in einer bisher in Deutschland [glücklicherweise!] noch nicht bekannten Form vor das Publikum tritt. Leicht und gefällig im Ton, fesselnd und unterhaltend zu sein, das Trockene, Gleichgiltige, Nebensächliche zu vermeiden, das Interessanteste zu bieten — das ist sein kurzes Programm. . . . Alles, was diese Behandlung zuläßt, wird im Tone leichter, möglichst geistvoller Plauderei vorgetragen werden. . .

Artikel über die Stoffe des Tages und eine Fülle von Rubriken »Was sich Berlin erzählt,« »Hof und Gesellschaft,« »Hier und dort,« »Vor den Kulissen,« »Hinter den Kulissen,« »Auf der Parlamentstribüne,« »Im Parlamentsfoyer,« »Charakterköpfe,« »In den Ferien« . . . jede redigirt von einer ersten feuilletonistischen oder politischen Kraft —, sie werden in stetem buntem Wechsel das Interesse durch ihre Frische, ihre Mannichfaltigkeit rege halten.“ Man kann diese knoblauchduftende Anzeige, die sich auf die Ausbeutung der gemeinsten Skandalgier gründet und zweideutige Klatscherei in ein System bringt, nicht ohne ein Gefühl tiefer Verachtung lesen, dem nur das des schmerzlichen Bedauerns gleichkommt, daß solch widriger geistiger Schacher wirklich „erste“ deutsche Schriftsteller dienstwillig findet, daß solch klogig grobe Anpreisung hoffen darf, Leser anzulocken. Das Hauptreizmittel aber dieser Art für Volksbildung besorgten Presse ist jener jüdelnde Allerweltswitz, der heute Zeitungen wie Bühne giftig kalauernd beherrscht. Unsere wahrhaft großen Schriftsteller in ihrer kalten Verachtung des löschpapiernen Zeitungswesens verschmähten mit einfacher Größe jene witzelnde Gefallsucht; wie übel berufen sich unsere neujüdischen Allerweltswitzlinge auf Lessing, der nie unwissende Bosheit mit Witzeleien deckte! Lessings Witz ist ein sachlicher, stachlicher Witz; er vernichtet, wen er trifft, dem Pfeile vergleichbar, den der Schütze geradehin tödtlich im Kampfe versendet; man zeige mir eine Stelle, an der Lessing witzelt um des Witzes willen! Die Witzeleien seiner vermeintlichen Jünger sind hämisch läppische Nadelstiche, bisweilen in Gift getauchte, und Witz um jeden Preis ist ihre Losung. Sie würden sich selbst bewitzeln, wenn die übrige Welt ihnen keinen Stoff mehr böte.

Aber dieser Witz ist nicht der Alleinherrscher, auch er steht im Dienste eines Mächtigeren, des interessant pikanten, dem das ganze Feuilleton dienstbar ist. Es wäre lohnend, die Entwicklung des „Interessanten“ in der deutschen Literatur zu verfolgen, vom ersten schüchternen Aufleuchten in der steifleinernen Altväterlichkeit, entzündet durch romanische und französische Einflüsse, bis auf die heutigen Schriftsteller, die sich „pikanter“ Darstellungsweise „interessanter“ Gegenstände befleißigen. Friedrich Schlegel, der geistige Führer der romantischen Schule, der, halb noch ein „gelehrter Schriftsteller“ im Sinne Lessings, als Vertreter des Überganges zum modernen Litteratentum gelten kann, nennt das Interessante die Seele der modernen Poesie. Vom Interessanten führt nach Schlegel die Begierde nach verstärkten Reizen einerseits über das „Pikante“ zum „Frappanten,“ andererseits zum „Faden“ und „Choquanten.“ Schlegel hat hier als ein Prophet, der seine eignen Voraussagen später selbst bethätigend bestätigte, die Stufenleiter der Weiterentwicklung richtig angegeben, die eine Entwicklung zum Häßlichen wurde. Wir denken nicht daran, den Troß der heutigen Feuilletonisten oder auch nur die ersten unter ihnen im Ernst zu den deutschen Schriftstellern zu zählen, als solche, die ein Anrecht auf literarische Betrachtung hätten. Mit dem Zeitungshonorare haben sie ihren Lohn dahin. Aber als Abkömmlinge

ling einer literarischen Form, die bei Heine und Börne in der deutschen Literatur nun doch einmal mitgezählt werden muß, in einer Zeit, in welcher das journalistische Literatentum breit und behäbig den deutschen Parnasß besetzt, und ein Dichter, der nicht Journalist ist, als ein ungeschickter Geschäftsmann belächelt wird, hat wenigstens das Feuilleton als Gattung begründetes Recht, auf seinen literarischen Stammbaum geprüft zu werden. In der That fehlt unter den mannichfachen Zeichen eines überreizten Geschmacks, die Schlegel als Vorboten eines nahen Todes anführt, vom Interessanten bis zum Choquanten keines im heutigen Feuilleton, wie keines in der Dichtung gefehlt hat, die von der romantischen Schule bis auf unsre „realistischen“ Romanschreiber führte. Aber das Interessante, das für Schlegel noch ein objektiv interessantes des darzustellenden Gegenstandes war, welches künstlerischen Wert nicht ausschloß, ist hier zum Pikanten einer prickelnden, ver künstelten Form geworden, die um des lieben Effekts willen jeden beliebigen Gegenstand mit ihrer Brähe übergießt. Der echte Feuilletonist schreibt über die Generalsynode genau so „reizend pikant“ wie über die Aufführung der neuesten Pariser Operette. Er zwingt mit gewaltthätiger Mißachtung der besondern Natur der Gegenstände einem jeden seine eigne leichtfertige Weise auf.

Es ist eine bedeutungsvolle Thatsache, daß uns, bei allem Aufschwung der auf sinnlicher Beobachtung ruhenden Naturwissenschaften, die Fähigkeit gegenständlicher Schilderung erschreckend verloren gegangen ist. Wir Deutschen haben darin große Meister gehabt, obwohl wir im ganzen glücklicheren Völkern nachstehen mußten, die uns in klarer Gestaltung der umgebenden Welt übertreffen. Aber dem großen Vorbilde, das Meister wie Goethe und Alexander von Humboldt uns gegeben, wissen wir nicht mehr zu folgen. Blendende Beleuchtung, scharfe Schlaglichter, dramatische Accente, willkürliche Betonung einzelner Teile, geistreiche Auffassung und überraschende Gruppierung, alles einseitige Halbvorgänge der Subjektivität, sollen ersetzen, was an ruhig sicherer Zeichnung der Linien, an liebevoller Gegenständlichkeit der Auffassung zu vermissen ist. Die heutige kritisch forschende Schule von Historikern kann man unsrer Behauptung nicht entgegenhalten, denn wieviele dieser gelehrten Geschichtsforscher wissen sich wirklich einen Platz in der Literatur ihres Volkes zu erringen wie ihr Meister Leopold von Ranke? Wieviele lernen überhaupt künstlerisch darstellen? Wie viele dringen über den engen Kreis von Fachgenossen hinaus, dem es nur um den Stoff zu thun ist? Einem der wenigen, denen das gelungen ist, dem „zeitungsgerühmtesten“ Historiker dieser Jahre, Theodor Mommsen, ist der Vorwurf geistreich gefärbter Subjektivität nicht zu ersparen; vor allem ist ihm vorzuhalten, daß er die politischen Gegensätze der Gegenwart in die geschichtlich dargestellte Vergangenheit hineingetragen hat.

Es wäre ungerecht, wollte man dem Feuilleton allein oder hauptsächlich die Schuld für diese Entwicklung beimessen; verdankt es doch seine Ausbildung

eben dieser Zeit, die bei aller wissenschaftlich geschichtlichen Richtung in furchtbar harter Spannung der Gegensätze alle Streitfragen des Tages mit subjektivster Leidenschaft auskämpft. Aber nirgends tritt diese subjektiv charakterisierende Richtung unseres Geistes so verzerrt und widerwärtig hervor als im Feuilleton. Die „interessante Beleuchtung,“ die „geistvoll originelle Auffassung,“ die „eigenartig reizvolle, pikante Darstellung“ ist ihm das erste, fast das einzig wichtige; die Thatsachen schlendern halb unbeachtet hinterher; sie werden gepreßt, gezwungen, verstümmelt, wie es dem Herrn Journalisten nach seinem augenblicklichen „Standpunkte“ beliebt. So erleben wir täglich die Seltsamkeit, Bilder anschauen zu sollen, die aus lauter Beleuchtung bestehen, und Suppen vorgesetzt zu bekommen, die nichts als Würze sind. Die Kunst der Charakteristik, deren höchstes Gesetz früher sorgsam schonendes Eingehen auf die Eigenart des zu charakterisierenden war, ist unter den Händen der Zeitungscharakteristiker zu einer Akterkunst geworden, die es verstehen muß, die widersprechendsten Dinge unter eine grelle Beleuchtung so zu vereinen, daß ein Schein der Zusammengehörigkeit entsteht. Die Formen und die gestaltgebenden Umrisse der Dinge schon diese „Kunst“ so wenig wie die neueste farbenschwelgerische Malerei, der es auch nur um Beleuchtungseffekte zu thun ist. Daß die also entstandenen Bilder nicht Charakteristiken, sondern Karikaturen sind, kann die künstlich grelle Beleuchtung kaum notdürftig verdecken; wie bald aber schwindet die hin, und jene „Meisterwerke“ hören überhaupt auf, Bilder zu sein. Ein berühmter Charakteristiker der jüngsten Vergangenheit, nebenbei noch ein wirklicher Schriftsteller, Karl Gutzkow, hat diese zarte Grenzlinie zwischen Charakteristik und Karikatur schon überschritten. Uns dünkt, als ruhe der wirksamste Hebel seiner für ehrliche Charakterzeichnung allzu geistreichen Charakteristiken auf der Übertreibung, die das eigenste Kennzeichen der Karikatur ist.

Von den äußern, sinnlichen Mitteln, mit denen die Feuilletonisten den eben bezeichneten Zielen zustreben, ist das vornehmste die Sprache, welche die Herren zu einem eignen Feuilletonstil ausgebildet haben. Im Hinblick auf diesen Stil, dessen Wesen dem Unkundigen ein Geheimnis bleibt, hat irgend jemand aus der Junft gesagt, es wäre leichter, ein Buch zu schreiben als ein gutes Feuilleton. Das wäre nun freilich ein Buch, das besser ungeschrieben bliebe. Die Feuilletonisten rühmen das ungezwungene, gefällige, absichtslose ihrer Schreibweise, die elegante, zierlich geschickte Satzfügung, die glänzenden Antithesen, die schneidige Klarheit ihres Satzbaues. Wir lassen das alles als allgemeine Vorzüge jeder guten Schreibart gelten, können jedoch die besondern Merkmale des feuilletonistischen Stiles darin nicht erblicken. Dieser kennzeichnet sich einerseits durch eine gewisse Nachlässigkeit im Aufbau der Gedanken, deren wir schon oben als einer von der Poesie erborgten Freiheit gedachten. Die wesentlichste Eigenschaft der feuilletonistischen Schreibart aber ist eine Überladung, die in flüchtigen Blättchen erträglich sein kann, in längeren Aufsätzen unausstehlich wird. Die

Feuilletonisten thun freiwillig, was dem armen Schmock in Freytags „Sourna-  
listen“ so schwer wird, sie geben Aufsätze „aus lauter Brillanten.“ Freilich was  
für Brillanten! Schillernder Glanz bürgt nicht für die Echtheit des Wertes.  
Sie häufen Witz, Bilder und Antithesen, dreheln die Sätze zu zierlichen  
Kränzchen, feilen die Gedanken zu den schärfsten Spitzen, gaukeln in Paradoxen  
hin und wieder und spielen mutwillig mit einer Fülle von schaumgoldnen Kugeln.  
Es ist unmöglich, ohne Abspannung dreißig Seiten Wiener Feuilleton zu lesen,  
das immer prickelt und schillert, reizt und stichelt, aber nie befriedigt, nie Ruhe-  
punkte giebt. Wer es vermöchte, tränke Liqueur aus Wassergläsern. Und doch  
muten das einzelne Feuilletonisten ihren Lesern zu, wenn sie ihre Blättchen zu  
Büchern geschichtet herausgeben, um sich ein Winkeln in der deutschen Literatur  
zu sichern. Wir kommen hierauf noch zurück. Für jetzt sei nur bemerkt, daß  
erst bei der Vergleichung mit der edeln Einfachheit des Buchstils die anspruchs-  
volle Wichtigkeit, die kunstwidrige Aufdringlichkeit der feuilletonistischen Schreib-  
weise ganz zu Tage tritt. Die einzelnen Sätze, die sich in neidischem Schil-  
lern aneinanderstoßen und eigensüchtig zu überstrahlen suchen, ordnen sich  
nie zu einem einträchtigen Gedankenstrom zusammen, der im Buche so be-  
zaubernd wirkt, sie führen jeder mit seinem Nachbar Krieg, wie die eisernen  
Männer des Sason. Ein umfassender Aufbau, der in die Weite und Höhe  
trachtet, kann dabei nicht gelingen; er ist ohne Unterordnung unmöglich. Wir  
können einen Stil nicht schön finden, ja wir können eine Schreibweise in Wahr-  
heit gar nicht Stil nennen, welche das, was man von je als Kennzeichen der  
Manier angesehen hat, zum leitenden Grundsatz erhebt, die schonungslose Ein-  
zwängung des Gegenständlichen in eine durch willkürliches Belieben gebildete  
Form. Die geistreichste Manier aber ist hier, als die in der Regel willkürlichste,  
am meisten zu mißbilligen.

Können wir schon die künstlerisch formale Seite des Feuilletonstiles nicht  
billigen, so müssen wir die rein sprachliche entschieden verdammen. Das Feuilleton  
schleppt die zahlreichen Neubildungen, welche das tägliche Bedürfnis und ge-  
dankenlose Schlußerei in den Spalten unsrer Zeitungen täglich gebiert, in die  
Literatur hinüber; das Feuilleton schmuggelt, in dem Bestreben, durch unge-  
wohnte Ausdrucksweise neue Reize zu erzeugen, täglich neue Fremdwörter, vor-  
züglich aus den benachbarten französischen Zeitungen, in unsre durch unnütze  
Fremdwörter schon übermäßig belastete Muttersprache ein. Das Feuilleton be-  
fördert durch seine flüchtige Schreibweise das Streben unsrer „zeitungsdeutschen“  
Zeit, die wenigen festen syntaktischen Bande, die unsrer Sprache noch eigen sind,  
und wenigstens einen Anfaß zum Periodenbau gestatten, vollends aufzulösen.  
Dies durch viele Beispiele zu belegen, würde hier zu weit in grammatisch-  
stilistische Einzelheiten führen.

Wir greifen aus der Fülle von Beispielen nur einen Mann heraus, der  
den Lesern dieser Blätter vielleicht bekannt sein wird. Gerhard von Amynstor,

ein beängstigend fruchtbarer Autor, der für einen konservativ und christlich sein wollenden Schriftsteller mit dem jüdischen Zeitungstume vom Schlage des „Berliner Montagblattes“ bedenklich eng verbunden ist, bietet in seinen gesammelten Feuilletonaufsätzen (Auf der Bresche, Randglossen zum Buche des Lebens u. s. w.) ein Deutsch, das undeutscher nicht gedacht werden kann. Es mag persönlicher Geschmack sein, daß uns seine gespreizte Schreibweise das Gegenteil wahrer Vornehmheit zu sein dünkt; auch der Nachweis, daß sein eintönig formloser Satzbau von bedenklicher stilistischer Unkraft zeuge, würde über die Grenzen unsrer Aufgabe gehen; aber sein buntscheckig zusammengewürfelter Wortbestand fordert jeden Deutschen, der seine Muttersprache kennt und liebt, zum stärksten Ausdrucke der Mißbilligung heraus. Die heißspornigen Bestrebungen der einseitig deutsch-tümelnden Sprachreiner sind noch immer zu Schanden geworden, und mit Recht. Daß aber ein deutscher Schriftsteller, wo ihm ein vollgiltiges, ausreichendes deutsches Wort zur Verfügung steht, das deutsche jederzeit dem fremden Ausdrucke vorziehen soll, ist eine so selbstverständliche, billige Forderung, daß man sich fast schämt, sie noch ausdrücklich aufzustellen. Gerhard von Amyntor aber begnügt sich nicht, in solchem Falle das Fremdwort anzuwenden, er sucht mit Fleiß den Leser durch möglichst weit hergesuchte Fremdausdrücke zu verblüffen und fügt den schon erschreckend zahlreich eingebürgerten Fremdwörtern ganz unnütz neue in solcher Menge zu, daß die ausländernden deutschen Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts gegen ihn fast als gute Deutsche erscheinen. Daß jene alten Herren, ehrlicher als die heutigen Sprachverfälscher, ausländische Worte im Druck auch als fremde kennzeichneten, spricht nur zu ihrem Lobe. So unerhört neu aber sind die Feuilletongedanken Gerhard von Amyntors nicht, daß sie mit dem vorhandenen Sprachschätze nicht auszudrücken wären, noch ist seine Sprachgewalt so groß, daß er zum Sprachschaffen Beruf hätte; ein Deutscher aber sollte, wenn durchaus neu gebildet werden muß, deutsche Wörter bilden, nicht fremden Wust herüberholen. Selbst der, welcher neben einiger klassischen Bildung französisch, englisch, italienisch und spanisch versteht, kann Gerhard von Amyntors Aufsätzchen nicht ohne Fremdwörterbuch und Konversationslexikon lesen. Wer seine Muttersprache durch solch fremdländisches Unwesen mißstaltet, hat nicht das Recht, sich einen deutschen Schriftsteller zu nennen, wenn man ihn, der mit solchen Künsteleien seine Gedanken aufzustützen gezwungen ist, überhaupt einen Schriftsteller nennen darf. Daß Amyntor bei alledem ein berühmter deutscher Schriftsteller hat werden können, gehört in das traurige Kapitel von der literarischen Selbstachtung der Deutschen.

(Fortsetzung folgt.)

